

Chiara Seidl

Thema 3

Die entscheidenden Fragen lauten: Bis zu welchem Grade muss das Risiko des Todes eingegangen werden, um das Leben im umfassenden Sinn nicht preiszugeben? In welchem Verhältnis steht die Sicherung des Überlebens zu den Grundbedingungen des guten Lebens? Individuell – wie auch gesellschaftlich? Ja, um den Elefanten im Raum nun endlich zu benennen: Muss eine Gesellschaft in Extremsituationen womöglich gar mehr Tote in Kauf nehmen, um der Mehrheit weiterhin ein Leben, eine Zukunft zu ermöglichen?

Svenja Flaßspöhler: Gibt es eine Alternative? Denkanstöße, veröffentlicht am 20. Jänner 2021 im Philosophie Magazin

Tod belebt

Svenja Flaßspöhler spricht mit diesen Fragen Themen an, deren Diskussion grundsätzlich eher vermieden wird, weil uns die möglichen Antworten Angst machen. In diesem Zitat behandelt sie drei wesentliche Punkte, auf die ich im Folgenden näher eingehen will: Wo liegt die Grenze zwischen dem freien Genuss des Lebens und dem Risiko des Todes? Inwiefern lässt sich diese Frage auf die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit übertragen? Ist es moralisch gerechtfertigt, andere Leben zu opfern, um der Mehrheit ein qualitativ hochwertigeres Leben zu ermöglichen?

Vor allem die erste Frage ist mit der Komponente der Angst wesentlich verbunden. Sie beschäftigt sich mit dem Risiko des Ablebens, das oft mit dem schonungslosen Verlust von allem, was wir besitzen, assoziiert wird. Der Tod ist ein Mysterium, das viele Fragen aufwirft, die nie ein lebendes Wesen zu beantworten wissen wird. Dieser Umstand bringt automatisch Unsicherheit mit sich, die den Menschen ängstigt, denn instinktiv wird alles Fremde, alles, was wir nicht verstehen, zuerst als gefährlich eingestuft. In dieser Hinsicht ist es nur logisch, dass der Mensch grundsätzlich alles versucht, um dem Tod zu entgehen. Unglücklicherweise wird ihm das auf die Dauer nicht gelingen. Der Tod gewinnt immer. Das ist es auch, was diese Thematik so spannend macht. Das Leben ist gewissermaßen ein Spiel gegen den Tod, von dem man weiß, dass man verliert, diese Tatsache aber vehement zu ignorieren versucht. Die Frage ist nun, wie man dieses Spiel spielt. Versucht man, auf Kosten des Spielspaßes möglichst wenig Risiko einzugehen, um vielleicht doch noch eine Chance auf Gewinn zu haben? Oder setzt man alles auf eine Karte, provoziert den Gegner und riskiert damit den schnellen Verlust, der einen aber ohnehin heimsuchen würde? Der sicherere Weg wäre wohl der erste. Man fokussiert sein Leben auf die Idee des Überlebens. Der Gedanke, dem Tod entgehen zu

können, indem man möglichst vorsichtig lebt, impliziert jedoch, dass man Kontrolle über den Gegenspieler hätte, was aber nicht der Fall ist. Der Tod entzieht sich zu einem großen Maß unserer Gewalt. Wird er nicht selbst herbeigeführt, lässt er sich nicht lenken. Das Risiko eines plötzlichen Todes ist omnipräsent. Sei es durch eine Krankheit oder einen Unfall. Man kann sich mit noch so viel Raffinesse vorm Tod zu schützen versuchen, es wird nichts nützen. Warum also Lebensqualität einbüßen? Um zumindest die Illusion von Sicherheit genießen zu können? Denn auch sie kann der Psyche eine ungeheure Wohltat sein. Sie vermittelt den Schein von Kontrolle und birgt somit wieder Lebensqualität in sich. Allerdings ist diese Methode zu spielen auch immer eng mit der Angst vor dem Gegner verknüpft.

Betrachten wir also den riskanten Spieler. Er ist ein adrenalinliebender Klippenspringer, der es sich zum Hobby gemacht hat, dem Tod ins Gesicht zu lachen. Tag für Tag riskiert er sein Leben für einen Schwall an Glückshormonen. Ist es dieses Glück wert, eines Tages auf den Klippen zu zerschellen? Ist die Wahrscheinlichkeit des Todes überhaupt höher? Zuerst ist man stark verleitet, diese Frage zu bejahen. Vorhin haben wir allerdings festgelegt, dass man keine Kontrolle über den Tod hat. Womöglich ist es vorherbestimmt, wann wir sterben und unser Handeln ändert rein gar nichts daran. Dieser Gedanke bringt den Begriff des Schicksals ins Spiel, der besagt, dass unser Lebensweg ohnehin vorgeschrieben steht. Hier wagen wir uns auf ein sehr kontrovers diskutiertes Gebiet, das uns keine zufriedenstellende Antwort auf unsere eigentliche Frage liefern wird, weshalb wir uns wieder ihr zuwenden werden: Wiegt ein glückliches Leben ein erhöhtes Risiko des Todes auf?

Bevor ich einen Schluss ziehe, möchte ich noch darauf hinweisen, dass der Tod das Leben eigentlich erst wertvoll macht. Würden wir nicht sterben, wäre das Leben etwas Alltägliches, das wir nicht mehr zu schätzen wüssten. Denn erst das Ende einer Zeit macht ebenjene zu etwas Kostbarem. Könnten wir tagtäglich im Meer baden gehen, würde der Strandurlaub für uns an Wert verlieren. Somit ist der Tod im Grunde derjenige, der uns die Lebensqualität nicht nimmt, sondern erst schenkt. Ohne ihn würde das ganze Spiel keinen Sinn machen, denn wer spielt schon gerne gegen sich selbst? Der Tod ist also nicht nur der Gegner, sondern auch ein Mitspieler.

In dieser Frage steht also das Überleben – der bloße Kampf gegen den Tod – gegen das Leben mit all seinen Vorteilen und Risiken. Angesichts der Tatsache, dass wir die Anzahl unserer verbliebenen Tage ohnehin nicht kontrollieren können, und die Angst vor dem Tod im ersten Fall durch eine Art Versöhnung mit dem Tod im zweiten Fall abgelöst wird, lässt sich also schlussfolgern, dass die Qualität des Lebens über der Quantität stehen sollte, da dies auch den Wert eines jeden Tages steigert.

Komplizierter wird diese Frage, addiert man einen gesellschaftlichen Aspekt. In diesem Fall kann das Ausmaß an Risiko, das nötig ist, um ein glückliches Leben zu führen, nicht mehr individuell bestimmt

werden. Svenja Flaßpöhler stellt äußerst provokativ erneut Quantität und Qualität gegenüber. Allerdings geht es hier nicht um Lebenszeit vs. Lebensqualität, sondern um die Anzahl an Leben vs. Lebensqualität der Gesellschaft. Ist es gerechtfertigt, den Tod von einigen zu tolerieren, um anderen ein besseres Leben zu ermöglichen? In Zeiten der Überbevölkerung ist dies durchaus eine nicht zu unterschätzende Frage. Auch die Pandemie konfrontiert uns mit diesem Thema. Ist es in Ordnung, den Lockdown zu beenden, um der Bevölkerung einen Teil ihrer Freiheit zurückzugeben, auch wenn dadurch höchstwahrscheinlich die Zahl der Intensivpatienten und Coronatoten steigen wird? Ich tendiere hier stark zu einer Verneinung, kann aber nicht umhin zu erwähnen, dass die Natur in gewisser Weise seit jeher diese Art von Dezimierung betreibt. Der Motor der Evolution ist die von Charles Darwin entdeckte „natürliche Selektion“, die im Grunde bedeutet, dass der Stärkere überlebt. Gibt es zu viele Individuen einer Art, sorgt die Natur für die Einschränkung deren Vermehrung. Der Mensch versucht sich krampfhaft dagegen zu wehren, worin er bisher auch große Erfolge aufweisen kann. Doch auch er kann den Kampf nicht gewinnen, denn im Endeffekt ist die Natur stärker, wie uns die Pandemie erneut beweist. Somit wären wir wieder bei dem nicht zu gewinnenden Kampf gegen den Tod.

Wenn die Entscheidung nun aber dem Menschen obliegt, ob er Leben gegen Lebensqualität eintauschen kann, halte ich es für zutiefst unmoralisch, dies zu tun. In diesem Fall überwiegt das Recht auf Leben eines jeden Menschen all die anderen Rechte, die Lebensqualität mit sich bringen. Dies kann so begründet werden, dass ohne Leben Lebensqualität gar nicht möglich wäre. Deshalb muss das Recht auf Leben über allen anderen stehen.

Svenja Flaßpöhler betont in ihrer Frage allerdings, dass durch den Tod einiger anderen eine Zukunft geboten werden würde. Dies deutet darauf hin, dass es sich in der Tat um eine ganz andere Wahl handelt: Entweder es sterben wenige oder alle. Der Utilitarist würde hier nicht lange nachdenken, denn offensichtlich ist die erste Option aus rein nützlicher Sicht betrachtet die bessere. Wie werden diese wenigen aber ausgewählt? Sind es womöglich unschuldige Menschen? Wer entscheidet? All diese Problematiken wären mit dem ersten Szenario eng verbunden. Im Endeffekt ist es die Frage Leben vs. Leben, die die Philosophie schon lange spaltet. Kann ein Leben durch ein anderes aufgewogen werden?

Es ist ein Opfer von unermesslichem Ausmaß, sein Leben für das Überleben anderer zu geben. In meinen Augen ist es eine Entscheidung, die jede Person im Extremfall für sich selbst treffen muss. Von höchster Wichtigkeit ist es aber, dass diese Wahl nicht von anderen übernommen wird. Das Recht auf Selbstbestimmung erlaubt es jedem, auf sein eigenes Recht auf Leben zu verzichten und dieses zu beenden, um anderen ein Überleben zu ermöglichen, doch zu dieser Entscheidung darf man nicht gezwungen werden. Die Gesellschaft darf sich also nicht das Recht herausnehmen, den

Tod von einigen zu bestimmen, auch wenn dies die Mehrheit der Bevölkerung am Leben halten würde.

In dieser Hinsicht ist es noch einmal wichtig, den Unterschied zwischen Leben und Überleben zu betonen. Es ist möglich und vielleicht auch manchmal moralisch richtig, sein eigenes Leben für das Überleben eines anderen Menschen zu geben. Doch ich halte es für moralisch bedenklich, sein Leben für das bloße Leben eines anderen zu geben, ihm also mehr Lebensqualität zu schenken, obwohl das Risiko des Todes unverändert bleibt. Spendet also jemand seine Niere, um einem anderen Menschen damit das Leben zu retten, ist das durchaus gerechtfertigt. Die Lebensqualität des Spenders sinkt zwar, dafür steigt jene des Kranken und beide Leben bleiben erhalten. Spendet jemand sein Herz, um einem anderen Menschen das Leben zu retten, ist auch dies moralisch in Ordnung und eine heldenhafte Tat. Der Spender stirbt, sichert aber dafür das Leben des Kranken. Spendet aber jemand seine beiden Lungenflügel, um lediglich das Asthmaleiden eines anderen Menschen zu heilen, dessen Leben nicht an dieser Operation hängt, ist dies moralisch äußerst fragwürdig. In diesem Fall könnten nämlich beide Leben erhalten bleiben, während das eine aber gegeben wird, um die Lebensqualität des anderen zu steigern. Somit würde das Recht auf Lebensqualität über das Recht auf Leben gestellt, wodurch der Sinn hinter dieser Handlung stark in Frage gestellt wird.

Svenja Flaßpöhler verwendet in ihrem Zitat jedoch die Formulierung „mehr Tote in Kauf nehmen“. Werden also womöglich die Toten gar nicht durch eine aktive Entscheidung herbeigeführt, sondern vielmehr durch passives Handeln? Dieser Aspekt wirft erneut ein anderes Licht auf die Frage. In gewisser Weise hätte hier also die Natur ihre Hände im Spiel. Die Betroffenen würden ohnehin sterben und durch das Unterlassen von Hilfe und Heilung könnte das Überleben der restlichen Bevölkerung gesichert werden. Der Unterschied des passiven und aktiven Handelns existiert allerdings nur im Kopf. Grundsätzlich fällt es dem Menschen leichter, nichts zu tun, als etwas zu tun. Deshalb erscheint es in diesem Fall auf den ersten Blick womöglich legitimer, die vom Tod Bedrohten sterben zu lassen. Eigentlich ändert diese Tatsache aber nichts an dem Recht auf Leben und der damit verbundenen Verpflichtung, dieses Leben unter allen Umständen zu bewahren, insofern es von den Betroffenen gewünscht und das eigene Überleben nicht unfreiwillig riskiert wird.

Obwohl der Tod also Teil des Lebens ist und ihm seinen Wert schenkt, versucht der Mensch sich ihm zu entziehen. Dieses Recht auf Überleben steht jedem Menschen gleichermaßen zu und bewahrt ihn zwar nicht vor dem natürlichen Tod, jedoch vor dem Tod durch die Entscheidung eines anderen oder der Gesellschaft. Das Leben an sich steht grundsätzlich über der Lebensqualität, welche wiederum mehr wiegt als die Quantität, also die Länge des Lebens, da sich diese der Kontrolle des Menschen entzieht und nicht vorhergesagt werden kann. In dieser Hinsicht sei es jedem geraten, sich dieser Werte bewusst zu sein und mit ihrer Hilfe das Spiel des Lebens in vollen Zügen zu genießen.